

Harmonius.

1.

Wir saßen im Frühjahr oft im Garten des Harmonius beisammen. Nie habe ich einen Menschen gesehen, der inniger, reiner liebte; nie einen Menschen, der der zärtlichsten Gegenliebe würdiger gewesen wäre.

Als Greis von siebenzig Jahren war er noch derselbe frohe, stille, genügsame, unschuldige Mensch, der er einst als Kind von sieben Jahren war. Noch mit derselben Herzlichkeit schmiegte er sich an alles Gute und Wahre an, wie in seinen Knabenzeiten. Er zog den frischen Frühlingshimmel der Kindheit mit sich, durch das heiße Sommeralter, endlich in den kühlen Lebenswinter herunter. Die Zeit tastete zwar die Hülse seines Geistes an, und färbte und bleichte sie; aber an deren Inneres rührte der zerstörende Finger nicht.

Noch immer war ihm die unermessliche Welt das große, heilige Wohnhaus Gottes und göttlicher Kinder; und der Erdball in diesem Hause nur ein Schulzimmer; unsere Lebenszeit eine schöne, mühselige Lehrstunde. Er glaubte an keine Verbrechen und Verbrecher, sondern nur an Irrthum und Irrende; er glaubte an keine Leiden, sondern nur an Stufen der Glückseligkeit.

„Der Mensch muß in sich, nicht außer sich leben!“ sagte er

oft: „Wir haben mit dem Aeußern nichts zu schaffen, sondern mit dem Innern allein. Die Außenwelt gehört nur in so fern zu uns, als sie ihre Farben und Gestalten durch die camera obscura des Sinnes in unser Ich hereinspiegelt. — Der Mensch ist Geist; er lebt nicht im Umgang mit Körpern und todtten Hüllen, sondern mit Seelen. Die Seelen aber sind sich unter einander verwandt und sind alle Schwestern. Auch die Thiere sollen wir lieben, denn wir haben keinen Grund, an ihren Seelen zu zweifeln; diese sind etwa jüngere Brüder und Schwestern.“

Vor der Laube, von rankenden Zeltängerjelierblumen gestochten, im Garten des Harmonius, stand eine aus Marmor gehauene Gruppe. Ein junges, schönes Weib lehnte sich an einen Aschenkrug. Ein Vogel saß ruhend neben ihm auf der Urne; ein Hündchen lag schlummernd zu seinen Füßen.

Am Fußgestell standen die Worte: Unvergängliche Liebe in allen Hüllen.

Als wir das erste Mal beisammen im Garten des Harmonius waren, jene Gruppe sahen und jene Worte lasen, glaubten wir den Sinnschlüssel gefunden zu haben, da Harmonius sagte, jene weibliche Gestalt sei dem Andenken seiner Gemahlin geweiht, die vor mehrern Jahren in der Blüthe ihres Lebens starb. Der Hund erschien uns als Zeichen der Treue, und der Vogel auf der Urne als Sinnbild der Seele, welche sich über irdischen Staub bessern Welten entgegenschwingt.

Als wir bald nachher in sein Zimmer traten, entdeckten wir an der Wand unter andern Gemälden auch ein größeres. Wir sahen hier das nämliche junge Weib, mit Liebreiz bekleidet, und neben demselben auf grünem Zweige einen Vogel, an dessen Federn wir erkannten, daß er ein Buchfink sei; ein braunes Hündchen, an den Pfoten und unter dem Halse schneeweiß, lag lauernd zu den Füßen der Jungfrau. Die Augen dieser drei verschiedenen

Geschöpfe waren durch die Kunst des Malers so geordnet, daß man von ihnen überall angesehen zu werden schien.

Im Studierzimmer des Harmonius, welches das schönste im ganzen Hause war, mit einer weiten Aussicht über die Gegend, erblickten wir fast das Nämliche wieder, nur unter andern Verhältnissen.

Drei Bildnisse hingen beisammen, umschlungen von einer Blumenschnur aus Immergrünlaub und Vergißmeinnichten. Das erste stellte einen ähnlichen Vogel dar, wie wir vorhin gesehen; das zweite denselben braunen Hund, aber in Lebensgröße; das dritte die verstorbene Gemahlin des Harmonius. Unter den Bildnissen war in Goldschrift auf himmelfarbenem Grund zu lesen: Unvergängliche Liebe in allen Hüllen.

In noch andern Zimmern unsers ehrwürdigen Freundes sahen wir noch andere Gemälde, doch viele derselben hatten immer den gleichen Text.

2.

An einem Sonntagsabend waren wir noch spät vor dem Gartenhause um den Kreis versammelt. Die Nacht zündete über uns ihre tausend Sonnen an. Der Mond zerriß den Schleier seines Gewölks, und sein geistiges Silber mit den Blüthen vom hangenden Apfelbaum floß, wie elyrischer Regen, über uns nieder.

In der tiefen Stille, selten vom Seufzer der Abendluft durch blumiges Gestände unterbrochen, sanken unsere Seelen in schwermüthigen Ernst.

„Solche Abende sind ein feierlicher Aufruf ans Menschenherz; — sind einzelne Widerscheine aus andern Welten; — sind wie fliegender Sommer aus den Gefilden des Jenseits!“ So sprach einer von den Anstigen, welcher dem Greise am nächsten saß.

Harmonius zog seine Augen von den Sternen zurück und sprach:
„Du bist ein Glücklicher, und ich bin es mit dir, weil ich den Abend aufnehme, wie du. Wahrlich, wahrlich, ihr Lieben, die Welt ist uns das, was wir ihr sind. Nicht sie macht uns glücklich oder unglücklich, sondern wir machen sie zur glücklichen oder unglücklichen. Wer an die Tugend glaubt, hat Tugend; wer keinen Gott glaubt, für den ist keiner. Da wir nun gleichsam Schöpfer unserer Welt sind, so laßet uns gute Schöpfer bleiben.“

Da fragte einer der Unrigen: „Ich habe noch wenige Menschen gefunden, die sich ganz glücklich achteten. Soll ich glauben, daß sie nicht tugendhaft und rein genug waren?“

„Ich will nicht richten über das Herz der Menschen!“ antwortete Harmonius: „Der Lehrling kennt in der Malerei den Werth der Schatten nicht; er wird sie entweder ganz verbannen, oder zuviel geben. Der Mensch von halber Bildung kennt eben so den Werth der Entbehrungen nicht. Er will nichts entbehren. Auch beneidet der Mensch nicht sowohl das Glück eines Andern, als vielmehr dessen Mittel zum Glück. — Jedem ist in seinem Verhältniß ein gleiches Recht und gleiche Kraft geworden, sich hart oder weich zu betten.“

„Aber,“ sprach ich, „wenn auch Jedem gleiches Recht und gleiche Kraft ertheilt ist, so haben doch nicht Alle gleiche Einsicht empfangen, das höchste Gut zu finden. Du weißt, Harmonius, wie mancherlei Glückseligkeitslehren unsere Philosophen geschrieben, und wie sie sich einander bestreiten.“

Harmonius antwortete mir: „Wer außer sich sucht, was in ihm allein zu finden, wird ewig suchen, und sich selbst verlieren. Wir haben alle eine gute Lehrerin empfangen, wir in Europa, und unsere Brüder am Indus und Mississippi; diese ist die Natur — die Natur mit ihrer Gesetzgebung. Wer innerhalb der-

selben lebt, hat den Frieden; wer eins ihrer Gesetze verschmäh't, verliert die Rose, fühlt nur deren Stachel, und verwundet sich selbst. — Der Schmerz ist das beste Heilmittel der Verirrungen. Warum erkünstelt der Mensch betäubende Mittel wider den lehrreichen Schmerz? Diese Mittel sind unnatürlich und fressen frische Wunden. Und so verirren wir uns immer weiter von der Natur, und klagen diese an, statt uns selbst. Wir haben uns ein Heer von Wissenschaften und Systemen erkünstelt, die zur Beseligung nicht vonnöthen waren. Wissenschaften haben den Menschen nicht elend gemacht; sondern das Elend hat die Wissenschaften gemacht.“

3.

Als Harmonius so gesprochen hatte, entstand eine tiefe Stille unter uns, und Jeder dachte den Reden desselben nach.

Neben mir saß Vitalis, welcher tief gebeugt schien, und indem er gen Himmel sah, leise seufzte.

„Freilich haben unter den Menschen manche das feste Land verlassen,“ hob er an, „und haben sich in ein gebrechliches Fahrzeug geworfen. Auch ich gehöre zu den Irrenden. Aber warum ist das Eiland so klein, auf welches uns das Schicksal versetzte? — warum unsere Wißbegierde so groß, daß wir uns nicht an dem genügen lassen, was wir haben? — Warum wollen wir auch noch so gern entdecken, was außer unserer Lebensinsel liegt? Warum sind die schönsten und wünschenswürdigsten Gegenstände undurchdringlich verschleiert? Warum müssen wir am unwissendsten sein in dem, was zu wissen das Wertheste ist?“

„Dein Warum,“ entgegnete Harmonius, „kann ich nicht beantworten, sintemal ich dein Schöpfer nicht, sondern ein Kind desselben bin, wie du. — Ist denn aber unsere Wißbegierde wirklich zu groß für den Umfang unserer Lebensinsel? Ist diese zur Nahrung unsers Geistes wirklich zu arm, daß wir ein anderes

Giland suchen müssen? O gewiß, das hast du nicht meinen, nicht sagen wollen. Du bist überzeugt, wie ich es bin, daß die jetzige Welt zu reich an Stoffen ist für unsern Geist; daß unser Aufenthalt in derselben zu kurz ist, um auch nur von einem geringen Theil darin auf das allerflüchtigste zu genießen. — Siehe, ich zähle siebenzig Jahre; und es nennen mich die Menschen einen Greis, und erinnern mich mit diesem Worte an den baldigen Abschied von ihnen; aber mein Geist ist noch unausgebildet, mein Durst noch nicht gelöscht; ich lerne täglich und bin ein Schüler in meinem siebenzigsten Lebensjahre. Du zählst deren kaum zwanzig und einige!

„Die Begierde zum Lernen und Wissen kann hienieden im Ueberflusse schwelgen, und wir werden den uns gereichten Vorrath nie erschöpfen. Was du aber Wißbegierde nennst, würde ich Neugierde heißen, und Neugierde ist Krankheit. Sie will nicht genießen, sondern nippen; nicht erforschen, sondern überflattern vom Unbekannten zum Unbekannten. Die Neugierde hat nimmer genug, so wie dem Engbrüstigen das ganze Himmelsgewölbe nicht Luft genug umfaßt. Sie ist moralische Engbrüstigkeit.

„Du hast dich nun in ein gebrechliches Fahrzeug geworfen, bist umhergeschifft, das unbekannte Land zu entdecken? Was hast du gefunden? Was weißt du nun mehr, als du wußtest, ehe du vom Ufer abstiegest? Wolltest du Entdeckungen machen über die wahre Geisterheimath; über die Welt, von der uns die Todessekunde trennt? O, mein Lieber, du wolltest die Zaubereien der Musik empfinden ohne Gehör dafür, und einen Blick ins Elysäum werfen, ohne Augen.

„Kehre denn heim nach deinen fruchtlosen Versuchen; — fruchtlos, nicht weil wirklich außer der Lebensinsel kein anderes Land vorhanden ist, sondern weil dein Machen zu zerbrechlich war. Oder

willst du, Blinder, die Farbenpracht des Frühlings weglängnen, weil dir das Gesicht mangelt?

„Kehre heim. Nimm die göttliche Arznei, wie sie dir mein Wahlspruch vorschreibt: Glauben, Liebe, Hoffnung und Geduld.“

„Was sollen wir aber glauben?“ fragten unserer einige zu gleicher Zeit.

Harmonius lächelte und sah uns eine Weile schweigend an. Dann begann er wieder: „Wie ihr doch so kindisch fraget! Oder wollet ihr mich versuchen? — Glaubet, was euch die Vernunft gebent und das Herz euch rath. Kein Glaube läßt sich vorschreiben oder einimpfen. Ein anderes ist's mit Vernunftgrundsätzen, welche nur gesprochen werden dürfen, um von Jedermann gebilligt und aufgenommen zu sein. Denn das Gesetz der Vernunft ist sich in allen Menschen gleich. Aber ein anderes ist es um den Glauben. Er wird nicht ertheilt und nicht angenommen. Er ist eine geistige Blume, entsprossen aus der Lage, Nahrung, Stärke, Schwäche und dem Bedürfnisse des Gemüths. Daher ist er bei allen Menschen verschieden. Derjenige eines Kamtschadalen würde mir so wenig angemessen sein, als ihm der meine. Der Glaube ist eine Blüthe der Seele: an der Blüthe erkennst du den Baum. Zerstöre die Blüthe nicht mit roher Hand, wenn sie dir an einem andern mißfällt, denn du läufst Gefahr, den ganzen Baum fruchtlos zu machen. Willst du aber Gutes thun, so veredle den Stamm; gib ihm bessern Boden, feinere Nahrung. Veredle die Seele, so wird sie ihren Glauben selbst veredeln.“

„Ich aber,“ fuhr Harmonius fort, und hob seine Hände empor durch die Mondstrahlen und Blüthen, „ich aber glaube an Dich, Ewiger, Unbekannter, Namenloser! Ich glaube an die heilige Welt der Geister, worin Vergeltung und Seligkeit herrschen; ich glaube eine Unvergänglichkeit unserer Liebe in allen Hüllen!“

Als Harmonius die letzten Worte gesprochen hatte, verließ sein Blick den Himmel und sank auf das Marmorbild vor der Laube.

4.

„O Harmonius, wie froh bin ich, deines Glaubens zu sein!“ rief ich aus: „Doch den Sinn deiner letzten Worte hab' ich nicht deutlich verstanden. Ich bitte dich, mir diesen, wenn du willst, klarer zu geben.“

„Und wenn ich es thäte,“ sagte er, „würde ich mit meinem Glauben nicht, wie ein Träumer, vor euch stehen? Mein Glaube aber ist die Frucht meines Lebens, wie er es bei allen Sterblichen ist. Und wie mein Leben nicht das eure ist, so kann mein Glaube nicht der eure sein. Aber wenn ihr tiefere Blicke in das Wesen eures Selbsts und des göttlichen Alls der Dinge senket, wird euch mein Glaube vielleicht von selbst zu Theil werden, wie ihn die Alten schon, wie ihn Indier und Griechen hatten, wie ihn Pythagoras und Plato liebten.“

„Doch eh' ich Pythagoras und Plato kannte, war, was diese Göttlichen geglaubt, schon aus meinem eigenen Leben hervorgeblüht. Darum muß ich einige einzelne Fäden aus dem Gewebe meiner Schicksale ziehen. Ich will euch, wenn ihr nicht müde werdet, mich zu hören, ein paar Worte aus meinem Leben erzählen.“

„Ich kann in der Erinnerung noch weit zurücksehen durch die vollendete siebenzigjährige Bahn. Doch in der äußersten Ferne fangen die Gegenstände an, wie Nebel, abzubleichen und ungewiß zu werden. Ich erkenne noch in zweifelhaften Formen die ehrwürdige Gestalt meines Vaters. Meine Mutter erblickte ich gar nicht. Sie starb ein Jahr nach meiner Geburt. Sener sechs Jahre später. Ich ward eine Waise und fremden Händen übergeben.“

„Waise zu sein ward mir hartes Loos; doch damals nur hart,

weil ich meinen Gespielen nicht gleich war. Ich hatte keinen Vater, der mich lehrte, keine Mutter, die mich an ihr Mutterherz zog. Dies Entbehren machte mein Herz unaufhörlich wund. Ich weinte still vor mir; ich verlor mich mit unaussprechlicher Lust in den Paradiesen meiner kleinen Vorwelt; zur Zärtlichkeit bildete sich jedes Gefühl in mir.

„Von Allem, was ich kannte, liebte mich nichts. Man haßte mich auch nicht. Ich war einsam. Man schalt mich einen Träumer; meinen Gespielen galt ich wenig. — Im Sommer wünschte ich den Winter, weil seine Einöde mir tröstend schien; im Winter rief ich den Frühling, um Gespielen zu finden.

„Als ich zwölf Jahre alt war, gerade am Morgen meines Geburtstages, lag ich unter dem hohen Birnbaum im väterlichen Garten; ich schlummerte halb. Ich quälte abermals mein Herz mit sehnsüchtigen Träumereien. Thränen drängten sich durch meine geschlossenen Augen. Ich blickte auf, und sah durch die Thränen und durch die grüne Wildniß der Zweige in den Himmel. „Ich bin in der ganzen Welt allein. Mich kennt Niemand!“ seufzt' ich: „Niemand mag mich lieben. Und ich bin doch nicht böse. Ist mir denn nichts verwandt? Hat mich noch nichts geliebt?“

„Da schloß ich die Augen. Erkältet flossen die Thränen über meine heißen Wangen. Ich sehnte mich zu sterben.

„In dem Augenblick, fühlt' ich, setzte sich ein kleiner Vogel auf mein Kinn und pickte mit dem Schnabel tändelnd mir an die Lippen. Ich erschrak, und als ich die Augen öffnete, flog das Thierchen davon.

„Ich richtete mich auf. Der Vogel saß im Baume über mir. Es war, als betrachtete er mich aufmerksam.

„O was hätte ich hingegeben, ihn zu besitzen! Ich lockte, kirkte; aber umsonst. Er flog nicht davon, er kam auch nicht
Jsch. Nov. I. 7

näher. Ich suchte in meinen Taschen alle Brosamen und streute sie ihm. Da flog er schüchtern hernieder, naschte einige, und sah mich dabei an, als wollt' er danken. Aber bei meiner leisesten Bewegung entfloh er.

„O Vögelchen, liebes Vögelchen,“ rief ich, und streckte weinend meine Arme zum Baum empor, in welchen er geflüchtet war, „ich bin nicht grausam; ich will dich ja lieben und füttern, und Niemand soll dir Leides thun.“

„So rief ich, wiewohl ich wußte, daß das kleine Geschöpf meine Bitten nicht verstand. Doch als hätte es mich verstanden, so sah es auf mich, hüpfte von einem Zweige zum andern — sah mich an — flog vom Baum herab — zu mir — auf meinen Arm.

„Wie soll ich mein Entzücken schildern! Es ist unmöglich. Die Freuden des Menschen sind immer größer, als seine Schmerzen. Denn unter jenen vergift er sich selbst; bei diesen aber behält er noch Selbstheit genug, sich zu bemitleiden oder zu bewundern. Daher haben wir für unsere Freuden ein so kurzes Gedächtniß, für unsere Leiden ein so langes.

„Allen Hausgenossen zeigt' ich meinen schönen Fang; — ich konnt' es nicht Fang nennen. Das Thierchen hatte sich mir ja selbst ergeben. Ich trug's auf meine Kammer. Da küßt' ich's tausendmal. Da füttert' ich's; da ließ ich's frei umherflattern.

„Ich war, wie im Himmel. Fleißiger ward ich in der Schule; artiger im Hause; fröhlicher unter Gespielen. Jeder kam; Jeder bewunderte meinen zahmen Vogel, seine Furchtlosigkeit, seine Liebe zu mir und seine Treue.

„Jeden Morgen erweckte mich der kleine Freund mit seinem Gesang. Dann verließ ich mein Bett; dann flog er zu mir; dann nahm er seine Futterkörner aus meiner Hand. Ich setzte mich zur Schularbeit, er hüpfte gesellschaftlich auf meinen Tisch, auf meine Schultern und im Zimmer umher. Selbst bei offenen Fen-

stern blieb mir der kleine Liebling treu. Er flog zuweilen hinaus und kehrte zwitschernd wieder.

„Lächelt nicht, daß ich mit so vielem Vergnügen von dieser Kleinigkeit erzähle. Zu den schönsten Träumen meines siebenzigsten Jahres gehört es, wenn der Schlafgott mir gefällig jene Szenen aus den Kinderjahren zurückspiegelt.

„Das Thierchen starb, nach anderthalbjähriger Treue und Freundschaft. Schon einige Tage vor seinem Tode verlor es Lust und Munterkeit. Es flatterte nicht mehr umher, sondern saß trauernd an seiner Stelle, und am liebsten auf meiner Schulter. Zuletzt ward es so schwach, daß es auch diese nicht mehr erreichen konnte. Ich hielt es in meiner Hand: ich trug es in meinem Busen. Wenn ich weinte, und es liebevoll vor mir hielt, sah es mich mit den kleinen Augen an, als fühlte es die Nähe des Abschieds; als wollt' es mir für meine Liebe und für meine Thränen danken. Dann verbarg es wieder sein kleines Haupt unter seinem Flügel, wie zum Schlafen.

„Am letzten Abend trug ich es in seinen Winkel; zu seinen frisch gebrochenen Zweigen. Ich weinte laut; ich küßte es tausendmal.

„Ich stieg ins Bett und kehrte immer wieder zurück, um es noch einmal zu sehen. Und so oft ich kam, hüpfte es vom niedern Zweig an den Boden, und, so schwach es war, mir doch entgegen, als wüßte es um die nahe Trennung; als wollt' es auch mich noch zum letzten Male liebevoll, zum letzten Male sehen und danken. — Spät schlief ich endlich ein unter Thränen.

„Am Morgen lag es gestorben am Boden. Vor meinem Bette lag es; es hatte in der Nacht sein Plätzchen verlassen, und war zu mir gekommen, um bei mir zu sterben.

„O, du holdes, treues Thierchen, du stummer Engel meiner Kindheit! warum mußtest du so früh scheiden?

„Erspart mir das Gemälde meines Kammers um den Vogel. Ich begrub ihn schluchzend unter demselben Birnbaum im Garten, wo ich ihn zuerst gefunden hatte. So begrub ich meinen schönen anderthalbjährigen Traum, alle meine Kinderfreuden.“

5.

Nach einigem Schweigen nahm Harmonius wieder das Wort: „Wer da recht liebt, der liebt mit Treue. Treue ist der Odem der Liebe. Wer ohne Treue liebt, geht einsam durch die Welt, und macht nur vorübergehende Reisebekanntschaften.“

„Meinst du, Harmonius,“ fragte der, so dem Greise zur Seite saß, „meinst du, daß wir auch im Tode unsere Treue retten? — daß wir auch nach der Auflösung unseres Leibes noch die Geliebten lieben? Was hülfte uns auch diese Liebe für ein paar irdische Minuten? Das todte Bewußtlose im Stein wäre eine beneidenswerthere Gabe der Natur, als die Flamme der Liebe in uns, ohne Ewigkeit derselben.“

„Deine Frage,“ erwiderte der Ehrwürdige, „streift in ein Land, bis zu welchem unser Blick nicht reicht. Aber ich könnte zurückfragen: meinst du, daß wir auf Erden zum ersten Male leben? zum ersten Male lieben?“

„Wo hätten wir schon gelebt, wo und wen geliebt? — Was hilft mir Leben und Liebe, die für mich nicht mehr sind? — Wozu der schönste Traum einer Sommernacht, den ich vergessen habe, wenn die Augen aufgehen?“ So redete ich.

Harmonius drückte mir die Hand. „Nicht doch, du Lieber,“ sprach er: „so sollen wir nicht fragen. Diese Frage könnten wir noch tausendmal und auf tausend andere uns umgebende Dinge anwenden, deren Zweck uns verborgen liegt. Ich aber weiß und glaube, einst wird uns das große Dunkle Licht werden, denn

wir sind aus Gott und daher göttlichen Wesens. Aber Gott ist das Licht in sich selber. Wir selbst sind nicht Gott, aber wir sind Gottes; sind daher ewig wie er selbst, wie Alles, denn es ist nur Eins, und dies Eins ist Gott und nichts ist außer ihm, also Alles ist in ihm, und zu ihm gehörend. Könnte etwas außer Gott möglich sein: so wären zwei Götter, zwei Urwesen, zwei Uerschaffene, die sich einander begrenzen. Gott aber kann nichts Begrenztes, nichts Endliches sein, sonst wär' er nicht Gott.“

— Aber, Harmonius, rief ich bestürzt: Alles ist Gott? Wie sprichst du? Die Natur, die Welt, der Staub, Alles sei Gott?

„Lieber Freund,“ antwortete der Greis, „nicht die Natur, nicht die Welt, nicht der Staub ist Gott, sondern Alles. Kennst du aber das unendliche Alles, von dem du nur bis zum blassen Licht der Nebelgestirne den kleinsten Theil kennst, für deren Entfernungen dem Menschen Zahl und Maß fehlt? Nicht eins der Millionen Blutfügelchen in deinen Adern ist der Mensch, sondern dein Ganzes ist der Mensch.“

— Du sagst, Harmonius, es könne außer Gott nichts sein, das ihn zum Endlichen begrenze. Also ist das Endliche in Gott?

„Und wo denn irgend sonst, wenn es Unmöglichkeit ist, daß das Endliche außer ihm sein und ihn folglich begrenzen könnte? Sind die Gedanken deines immerdar fortdauernden Geistes nicht ebenfalls in dir? sind sie nicht auch wandelbar und endlich? Bist du wegen ihrer Wandelbarkeit minder dauernd und bleibend und endlos? Nein, mein Lieber. So wohnt Alles in Gott, auch das sogenannte Endliche. Aber irre dich nicht! das Endliche ist in Gott selbst; und dein kommender und verschwindender Gedanke, deine wechselnden Vorstellungen sind wohl dir gehörend, und sind in dir; aber sie selbst sind keineswegs dein Geist, dein Ganzes.“

— Und du möchtest also, Harmonius, nicht Natur und Welt unterscheiden von Gott? nicht das Erschaffene unterscheiden vom

Unereschaffenen, das Geschöpf vom Schöpfer, das Endliche vom Unendlichen, die Materie vom Geistigen?

„Warum sollt' ich das nicht?“ antwortete der Greis: „Ich thue es, um menschlich zu unterscheiden, um menschlich die arme Menschensprache zu sprechen. Aber was ist denn Materie, was denn Geist? Es ist Alles Geist, Alles ist Kraft. Materie oder Stoff nennen wir ja nur Wirkungen des Draußen auf uns, vermittelt der Sinne. Die von den Sinnen wahrnehmbaren Aeußerungen jener Kräfte, nichts anderes, heißen wir Stoff und Materie, ohne zu begreifen, was und wie die wirksamen Kräfte sind, oder was die Wirkungen sein und wie sie geschehen mögen. Das sind kindliche, menschliche Bezeichnungen, leere Wörter. — Was ist denn endlich und unendlich? Es sind arme Wörter und Zeichen; und nichts mehr. Denn Alles ist unendlich; nur den Wechsel der Thätigkeit des Unendlichen, diesen Wechsel heißen wir endlich, der doch wieder selbst etwas Unendliches ist. Wir haben die unbehilfslichen Hilfsörter „zeitlich, vergänglich, sterblich, endlich“ und dergleichen mehr nur vom Wechsel der Thätigkeit in jenen Kräften entlehnt, die durch Auge, Ohr, Gefühl u. s. w. mit unserer ewigen Kraft, dem Geiste, in Verbindung stehen. Allein die Kräfte an sich selber wirken ja ewig und ewig fort und sind nicht sterblich. — Was ist denn erschaffen und unerchaffen? Es sind bloße Wörter, und nichts anderes, die der kindliche Mensch von den Werken seiner Hände entlehnt hat. Er bildet sich ein, er könne schaffen, wenn er auf die ewig vorhandenen Kräfte einwirkt; wenn er das, was schon da ist, nur zu einem andern Zweck, anders zusammensetzt. Er hat darum nichts geschaffen, sondern was da ist, zu einem Hause, oder Buch, oder Werkzeug verbunden, oder geschieden. Es ist Alles unerchaffen, weil Alles in Gott, und Gott unerchaffen, das heißt ewig ist.“

Harmonius schwieg. Auch wir Alle schwiegen. Die Rede des Greises klang uns wunderbar und fremd an. Wir trugen hundert Fragen auf den Lippen, wagten jedoch nicht, ihn zu unterbrechen.

„Ihr schweiget und erstaunet,“ fuhr er nach einiger Zeit fort, „daß ich nur den Wechsel der Thätigkeit von Kräften, nicht die Kräfte selbst, endlich, sterblich, vergänglich nenne? Darf eure Vernunft mir nicht beistimmen? oder findet ihr es edler, und angemessener dem höchsten, heiligen, lebendigen Gott, daß er mit seinem Thun und Leben dem armen Menschen gleichgestellt wird? daß auch er zusammensetzen und schaffen müsse, wie wir? Oder findet ihr mit eurer Vernunft begreiflich, daß er etwas, das an sich im Reich des Nichts ist, zum Sein bringe? Das ist dem menschlichen Verstande schlechterdings undenkbar, weil es sinnlos und sich selbst widersprechend ist, daß das Nichtsein ein Wesen werde; so wie es unvorstellbar ist, daß ein Wesen zum Nichtsein werde. Wollt ihr denn, was für euch Unsinn ist, zur Allmacht Gottes machen? Wisset ihr nicht, daß eben die unabänderliche Ueberzeugung: aus Nichts kann nicht Etwas, aus Etwas kann kein Nichts entstehen, — daß eben daraus die nothwendige Erkenntniß und Vorstellung des Ewigen, des Unendlichen wird? — daß, wenn möglich wäre, es könne das, was vorhanden ist, je enden, das heißt Nichts werden, es auch möglich wäre, daß Gott ende, aufhöre, Nichts werde? Daß aber, weil dies unmöglich und sinnlos ist, nur die Ewigkeit Gottes und alles dessen, was ist, möglich, wirklich und nothwendig ist?“

„Wohin willst du uns endlich mit diesem Gedanken führen, Harmonius?“ fragte einer der Anstigen.

„Dahin zurück,“ erwiderte der ehrwürdige Alte, „wo wir das Gespräch anfangen, nämlich, daß unsere Seelen und Geister, ewige, unerschaffene Wesen in Gott sind, weil er selbst Alles ist; daß unser Geist und unsere Seele nicht erst entsprangen aus dem,

was vorher nicht war, sondern schon waren, ehe sie sich mit der Lebenskraft und den übrigen sinnlich wahrnehmbaren Stoffen, die wir Leib nennen, verbunden hatten in der sogenannten Geburtsstunde des Menschen."

"Wir waren, sind und werden sein."

"Ihr fraget: wo? wie? als was? Freunde, wir sind nicht Gott selbst, sondern Gottes. Es genüge uns; das ist unsere Seligkeit, das die Veruhigung zur Ewigkeit! Wer das All und das Höchste, und das Leben und Weben der ewigen Haushaltung durchblicken will, der will die Gottheit durchschauen, will selbst Gott sein."

"Aber," sagte ich, "es liegt mir darin, ich weiß nicht, was Trostloses. Denn war ich von jeher, und kann ich nie enden, so ist mein ewiges Sein nicht von höherm Werth, als das endlichste, kürzeste, weil ich von dem Gewesenen so wenig weiß, als vom Künftigen."

"Freund," versetzte Harmonius, "wir erkennen das Ewige und Göttliche, so lange wir Menschen sind, nur trübe durch einen Schleier, der unsern Geist umhüllt, und dieser Schleier heißt und ist Raum und Zeit. Ist uns dieser Schleier einst entnommen, dann liegt die Ewigkeit, also ohne Zeit und Raum, als Eins und All vor uns. Ich aber trage einen hohen Trost in mir, ein Bewußtsein, daß ich Geist fähig bin zu höherer Verbindung, höherer Macht; fähig bin der Vervollkommnung. Ich nehme viele Kräfte im Unendlichen wahr, die ewig sind und waren, was sie sind. Die einen wirken Gestalten der Steine, Metalle, Lichter und anderer Stoffe; die andern Leben und Gestalten der Pflanzen; die andern Formen und Seelen der Thiere. Und jene Stoffe, jene Pflanzen, jene Thiere sind noch, was sie, nach dem Gedächtniß der Geschichte, vor vielen Jahrtausenden waren. Aber das Menschengeschlecht, aber die Welt unserer Geister ist nicht

dasselbe geblieben. Da ist unbegreifliche Entfaltung, Fortschreitung herrschend, von Erkenntniß zur Erkenntniß, vom Menschlichen zum Göttlichen. — Und wie ich nicht nur das menschliche Geschlecht, sondern mich selbst immer und immer vollendeter werden sehe: so ist ein Zwang in mir, daß ich glaube und glauben muß, ich bin schon früher, aber unvollkommener gewesen; ich werde künftig, aber vollkommener, sein, je nachdem ich meine Richtung nehme zur Verbindung mit tiefern oder höhern Naturen im göttlichen All.“

— Kann denn Höheres und Niederes, Edleres und Uedleres in Gott sein? unterbrach den Greis mein Nachbar.

„Allerdings nicht!“ antwortete Harmonius: „Aber was verlangst du von mir, der ich doch mit menschlicher Zunge menschliche Wörter sprechen muß? — Der Mensch ist durchaus ein edles Wesen; edel ist sein Leib, seine Seele, sein Geist; wunderbar ist derselben Zusammenwirken und Einheit. Und doch nennen wir einen Theil edler als den andern; den Geist höher als den Leib; das Haupt köstlicher, als ein anderes Glied. Bei dem Allem aber ist es Alles, was erst das Wesen des Menschen ausmacht, Und so ist Alles, was Gottes Wesen in sich begreift.“

„Was verstandest du aber unter der Richtung, die der Geist zu tiefern oder höhern Naturen im göttlichen All nehmen könne?“ fragte ein Anderer.

„Die Kräfte der Dinge, die Wesen des Universums durchdringen sich, scheiden sich, einen sich, nach ewigen Gesetzen. Die Naturgesetze aber sind, menschlich zu reden, Gedanken Gottes, in denen Alles lebt, das heißt, in denen Er wese. Die Richtung des Geistes nach tiefern Wesen und Einung mit ihnen, die Niederneigung des Geistes, zur thierischen Natur, zur Sinnen- oder Gefühlswollust, erniedrigt ihn; sein Aufstreben zum heiligen, weisen, göttlichen, liebenden Sinn erhöht ihn. Er scheidet vom

Niedern, verklärt sich im Höhern und vermählt sich in ihm. Das wird Tugend in der menschlichen Sprache geheißen; jenes Sünde und Abfall vom Göttlichen.

„Ich, dessen Wesen ewig war in Gott, sollt' ich ewig also gewesen sein, und unverändert und unveredelt in meiner Selbstsucht, wie ich heute bin? Ich, der ich seit meiner Kindheit schon nicht unverändert, nicht unveredelt blieb? — Nein, nein, schon die Erfahrung, deren ich auf jetziger Daseinsstufe fähig bin, deutet mir es: ich stand einst tiefer, ich war einst unvollkommener; ich stehe höher; ich wandle jetzt schon in einem Himmel. Ich, ewig in Gott, habe gelebt, vereint mit tiefern Wesenheiten; ich lebe vereint mit erhabenern; ich werde es sein mit noch unendlich höhern. Mir, ewig Gottes, bleibt Gott und meine Verherrlichung in ihm. Was ich habe, ist sein; denn ich bin seiner; mir ist in ihm nichts verlierbar, denn er ist unverlierbar. Ich habe gelebt, eh' in dieser Menschengestalt, die jetzt verbleicht. Ich habe gelebt und geliebt, und werde leben und lieben, was ich geliebt habe.

„Denn der lebendige Gott ist die ewige Liebe in sich selber, und meine Liebe nur der Strahl und Durchgang der seinigen durch mich. Die Liebe ist aber die Verwandtschaft des Göttlichen in sich, das Einssein dessen, was eins in ihm ist. Es ist, wie in den untern Kräften des Universums eine Freundschaft und Anziehung der unter sich verwandten, so unter höhern Naturen des Universums eine geistige Wahlverwandtschaft, ein Durchdrungensein verschiedener Wesen von dem gleichen Gottesstrahl der ewigen Liebe. Ich habe gelebt und geliebt. Und was ich lebte und liebte, wird mir bleiben; denn nichts ist verlierbar in Gott.“

„Du redest tröstend und erhaben, o Harmonius,“ sprach ich, „wenn aber keine Erinnerung dort uns die Vergangenheit zu-

rückspiegelt — dann haben wir auf ewig die Geliebten verloren, die wir sterben sahen! — Wie schmerzlich ist uns der Gedanke!“

Harmonius schwieg. Sein Auge erhob sich zu dem Bilde seiner Gattin. Wie eine Geistesgestalt in unsern Kinderträumen strahlte das Marmorbild im Mondenglanz.

„Den Staub siehst du nicht wieder,“ sprach Harmonius: „hast du den Staub geliebt, so ist dein Sehnen hoffnungslos. Liebst du den Geist? — Ei, Lieber! er lebt mit dir ja noch im großen Hause Gottes, ist Bürger auch von unserer Geisterwelt.“

„Doch täuschen wir uns vielmals. Wir heften unsere Liebe oft mehr an das Aeußere, als an das Innere. Wir wünschen mehr den Leib, als den Geist. Und es ist so verzeihlich — so menschlich. Aber es gilt das Menschliche nicht in der Geisterwelt. Dort gibt es keine Väter, Mütter, Schwestern, Weiber — wir sind nur gleiche Wesen da, und Gottes Kinder und Brüder.“

„Die Geisterwelt mit ihren Verhältnissen, Kräften und Gesetzen ist uns verhüllt. Wir Menschen kennen nur die Menschenwelt. Doch auch schon hier weht uns durch die Dunkelheit manche Ahnung an — das Einzige! Wir dürfen es nicht verwerfen. Es kündet sich in unsern Naturen manches Unerklärliche; es ist Verwegenheit, es enträthseln, doch auch Verwegenheit, es als Aberglauben verachten zu wollen. Wir sind der Geisternatur zu wenig kundig, und müssen hier Räthsel dulden, wie in der Körperwelt.“

„So wie sich in der sichtbaren Natur gleichgeschaffene Wesen gern zusammengesellen, und selbst leblose Dinge unwillkürlich aneinanderziehen, daß nur Gewalt sie scheidet, so ist Aehnliches im Geisterreich. Es ist mehr als Märchen, daß Kinder, die ihre Aeltern nie gekannt, beim ersten Anblick derselben, ohne zu wissen, wer sie seien, von sonderbaren Empfindungen bewegt zu ihnen hingezogen wurden. Es ist mehr als Märchen, daß getrennte

Freunde, da einer nicht vom Zustande des andern wußte, sympathetisch litten. Ich kenne keinen Grund, der mich zu glauben verhindert, daß ein heiliger Magnet, der hier Seelen so wunderbar an Seelen zieht, nicht unter andern Verwandlungen ferner wirken werde. So hoff' ich einst in einer andern Welt, in einem andern Leben wieder mit denen verbunden zu werden, die ich in diesem Leben liebte. Mir ist es gleich, in welcher Verwandlung ich sie wiederfinde. Genug, wir gehören zu einander; wir sind Verwandte für die Ewigkeit; und unsere Liebe dauert unvergänglich in allen Hüllen.

„Erlaubet mir,“ fuhr Harmonius fort, „auch jene Geschichte fortzusetzen, die ich beim Tode des kleinen Vogels abbrach. Die Geschichte wird nicht bedeutender scheinen, als die vorige war, doch kann sie euch sagen, was mich zu einem Glauben führte, der einen schönen Strahl durch mein ganzes Leben und durch alle Finsternisse desselben wirft.“

6.

Wir bewiesen ihm unsere lebhafteste Aufmerksamkeit. — Er bemerkte es lächelnd, und sagte: „Möge sich eure Wißbegier nicht zuletzt durch Langeweile bezahlt finden; denn die Geschichte ist an sich unerheblich, aber mir blieb sie bedeutsam.“

„Lange konnte ich den Vogel nicht vergessen. Und, lächelt immerhin, ich glaubte doch lange, ihr in jedem ähnlichen wiederzufinden.“

„Ein Abenteuer mit einem Hündchen brachte den Verlust von neuem in Anregung. Ich war eines Abends vom Spaziergange auf dem Domsfelde ermüdet, und setzte mich auf eine der Bänke unter den breiten Kastanienbäumen, um die Lustwandelnden vor mir auf und nieder wallen zu sehen.“

„Ohne daß ich's bemerkte, hatte sich ein junger Hund mir ge-

nähert. Er streifte leise an meinen Füßen hin, als schmeichelte er; ich achtete nicht darauf. Endlich ward er so vertraulich, daß er sich aufrichtete und mir seine Pfoten auf die Knie legte. Ich sah das Thier mit Verwunderung an. Er schien mit seinen Augen zu mir zu sprechen und wedelte freundlich mit dem Schwanz. Bald fühlte ich die lebhafteste Zuneigung für das Hündchen. Ich liebte es. Es war schön; hatte seidenweiches, langes kastanienbraunes Haar; Brust und Pfoten schneeweiß, herabhängende, lappichte Ohren.

„Indem wir einander schmeichelten, stand ein Fremder in Reisefleibern vor mir und rief mit einigem Unwillen: Mylon! Der Hund schien zu erschrecken, ließ von mir ab, ging demüthig zu seinem Herrn, und von ihm wieder schüchtern und langsam zu mir.

„Wie kommt's, mein Lieber,“ sagt der Fremde in französischer Sprache zu mir, „daß der Hund Sie kennt? Haben wir einander schon irgendwo auf Reisen getroffen?“

„Schwerlich,“ antwortete ich: „ich habe Ihren Hund nie gesehen, und bis jetzt war ich nie auf Reisen.“

„Das wundert mich,“ entgegnete der Fremde: „ich sehe zum ersten Male, daß dies Thier einem Unbekannten Schmeicheleien gibt.“

„Er rief ihn an sich und ging davon. Ich folgte ihm unwillkürlich. Mylon sprang noch einmal zu mir zurück, bellte mich freundlich an, und lief in großen Kreisen um seinen Herrn und mich herum.

„Ein paar meiner Mitschüler traten mir in den Weg. Wir verloren uns im Gespräch. Mylon und sein Herr entfernten sich immer mehr. Spät Abends kam ich heim.

„Ein sonderbarer Traum folgte in der Nacht. Mir war's, als wandle ich im Garten meines Vaters; mein Vater aber war

mir zur Seite. — Ich erzählte ihm von meinem Vogel. Er hörte mir lächelnd zu, zeigte dann auf das durchsichtige Spalier, welches den Garten vom Hofraum trennt, und sprach: „dort dein geliebter Vogel.“ Ich sah dahin und erblickte hinter dem Spalier den braunen Mylon, der den Eingang des Gartens zu suchen schien. — Ich eilte dahin, öffnete die Thür; — Mylon sprang mir entgegen; unter wechselseitigen Liebkosungen erwachte ich.

„Der Traum war mir noch im Erwachen lebhaft gegenwärtig. Der Traum schien mir die Freundlichkeit des Hündchens enträthseln zu haben. Ich wagte es zu glauben, selbst auf Gefahr hin, mich zu täuschen, daß die Seele meines Vogels jetzt Mylons schönen Leib belebe und die alte Neigung wieder für mich empfinde. Ich fand die Täuschung zu schön, um sie verlieren zu wollen.

„Ich war im Begriff, mein Schlafgemach zu verlassen; ging zur Thür; ich öffnete sie, und Mylon sprang mir entgegen. Ich sah ihn eine Weile voller Bestürzung an. Er hatte seinen Herrn verlassen, sich in unser Haus geschlichen und wahrscheinlich die Nacht vor meiner Kammerthüre zugebracht.

„Gerührt hob ich das Thier auf; ich drückte es an meine Brust; ich weinte Freudenthränen. Alles, was mir noch vor einer Minute als Täuschung erschienen war, verschwand. Mein Vogel und Mylon waren jetzt eins. Kein Zweifel regte sich gegen den reizenden Gedanken. Alles trug vielmehr bei, diesen zu bestätigen.

„Mylon verließ mich nicht mehr. Seinen Herrn sahen ich und er nicht wieder. Meine Freude will ich euch nicht schildern. Nur einen sonderbaren Zug muß ich noch anführen, nennet ihn Zufall.

„Am ersten Abend bereitete ich meinem Mylon ein weiches Lager neben meinem Bette. Da glaubte ich ihn am folgenden Morgen wieder zu finden, aber ich fand ihn nicht. Er lag auf

hartem Boden, und zwar in eben dem Winkel, wo einst auf seinen Zweigen mein Vogel seinen gewöhnlichen Ruhort gehabt hatte. Sei es Zufall, oder Gewohnheit Mylons, sich in solchen Winkeln lieber zu betten, als im Freien — es bestätigte damals die Idee von neuem, welche ihr vielleicht Schwärmerei nennen werdet.

„O wie glücklich wurde ich durch diesen neuen Freund! — er lernte meine Sprache, meine Wünsche verstehen. Er war so gehorsam, so treu; in alle meine kleinen Launen ergeben. — Ich fühlte die Unmöglichkeit, solche ganz sich dahingebende Liebe und alle ihre tausend Opfer vergelten zu können, die derjenige oft kaum kennt, der sie empfängt!

„Ich verließ späterhin die Schule und meine Vaterstadt, besuchte einige Jahre lang die hohe Schule, um mich in den Wissenschaften zu vollenden. Mein treuer Gefährte begleitete mich überall. Auch durch Deutschland und Italien machte er mit mir die Reise, und theilte überall mit mir Wohl und Weh.

„Nach Italien, ich gestehe es, zogen mich nicht so sehr die gerühmten Naturschönheiten dieses Landes, oder die Kunsthallen von Florenz, oder die Ruinen Roms, als vielmehr andere Umstände. Zu Colorno, unweit Parma, wohnte seit vielen Jahren der Bruder meines verstorbenen Vaters mit seiner Familie. Er hatte zu Livorno in Handelsgeschäften sein Vermögen beträchtlich vergrößert, und sich nachmals, zur Pflege seines Alters, mit seinen Kindern auf ein schönes Landgut bei Colorno begeben. Seit dem Tode meines Vaters war aller freundschaftliche Briefwechsel zwischen ihm und uns aufgelöst. Ich war begierig, diesen Mann, den Bruder dessen zu sehen, der mir von allen Sterblichen der theuerste war, und mit welchem er einen hohen Grad äußerer Aehnlichkeit besitzen sollte. — Ich hoffte durch die Züge des Oheims mir die des väterlichen Antlitzes zu vergegen-

wärtigen, und das Bild des Vaters, welches mir mangelte, entwerfen zu können.

„Aber schon in Parma erfuhr ich, daß er nicht mehr unter den Lebendigen sei. Er war eines schrecklichen Todes, unter den Dolchen der Mörder, gestorben.

„All seine Kinder, meine Vettern, hatten das Gut bei Colorno seitdem verlassen, verkauft und in andern Gegenden ihre Wohnung gewählt. Sie schienen den Boden gestochen zu haben, von dem das Blut ihres unglückseligen Vaters zum Himmel schrie. So viel ich mühsam erfahren konnte, waren Mönche und Priester die erbittertsten Feinde meines Oheims gewesen.

„Ich begab mich selbst nach Colorno, und von da zu dem Gute, welches ehemals das seinige gewesen. Mitten unter Weinhügeln und üppigen Reisfeldern lag das einfache Schloß, zu welchem von allen Seiten lange Schattengänge der schönsten Frucht-bäume leiteten.

„Mein Oheim schien den wohlthätigen Lehrsatz der Zend-Avesta geehrt zu haben, wo Zoroaster der Perser ausspricht: „Wer die Erde bauet mit Sorg' und Emsigkeit, hat höheres Verdienst vor Gott, als wer zehntausend Sprüche des Gebetes täglich wiederholt!“ — Aber dies rettete sein frommes Leben nicht. Möchte sein Blut das letzte gewesen sein, so um der Religion willen durch Priesterwuth floß! — Ein einziger falscher Grundsatz führt auf immer vom Weg der Wahrheit ab, und führt zum ewigen Kriege mit Menschheit und Natur. — Die einzige Lehre: daß nur ein Glaube unter allen Glauben allein der wahre, seligmachende sei, hat die Länder der vier alten Welttheile mit mehr Menschenblut gefärbt und zu entsetzlichen Verbrechen durch Scheinrecht bevollmächtigt, als alle Irrlehre des gesammten Heidenthums.

„Unter den nahen Ruinen einer alten Abtei,“ sagte man mir,

„sei mein Oheim ermordet; da gehe noch alltäglich sein Schatten umher, auffallend kenntlich.“

„Ich verlachte die Sage. Da man sie mir aber von allen Seiten mit dem größten Ernst wiederholte und bestätigte, beschloß ich in einer Anwandlung prahlerischen Uebermuths, wie sie ein zweiundzwanzigjähriger Jüngling wohl hat, die Sache zu untersuchen.

„Eines Abends ging ich, wohlbewaffnet, in Gesellschaft meines Dieners Matthias und meines Mylon dahin. Ein Bauer brachte uns bis zum Ausgang eines finstern Gehölzes, wo wir die Trümmer des Klosters hinter niedern Gebüsch, vom Monde beleuchtet, emporsteigen sahen.

„Langsam gingen wir den Ruinen entgegen; bald verschwanden sie, bald traten sie wieder aus den Gebüsch hervor. Ein unwillkürlicher Schauer überlief mich in der Einöde. Der Mond hing bleich aus den Wolken. Der Wind durchschauerte von Zeit zu Zeit das finstere Laub der über uns schwebenden Bäume.

„Wie kleinlich ist der Mensch, wenn das Gemüth von jener abergläubigen Furcht übermannt wird, welche ihm durch verkehrten Jugendunterricht eingeimpft worden ist! Alltäglicher Gang der Erziehung, die uns zwingt, im Alter mehr Jahre daran zu verwenden, um den früh eingetrichterten Unsinn zu verlernen, als wir nöthig hatten, ihn in der Kindheit zu erlernen.“

„Es verging ohne Ereigniß die Mitternacht; schon zeichnete ein falber Schein den Umriß der Hügel am östlichen Himmel. Mein Blut wurde kühler. Ich verlachte mein abergläubisches Schrecken, und bedauerte, ohne Abenteuer geblieben zu sein.

In demselben Augenblicke rauschte es hinter mir durch den Schutt. Ich fuhr zusammen; — ich sah zurück und erblickte in der Dämmerung eine Menschengestalt sich langsam an den Mauern

hin bewegen. Ich sprang auf und rief mit bebender Stimme die Gestalt an. — Im gleichen Augenblicke stürzte donnernd ein beträchtlicher Theil der Mauer zusammen, an welcher ich die Gestalt wahrgenommen hatte.

„Meine Sinne entschwanden. Ich sank zusammen in eine tiefe Ohnmacht, die sich zuletzt mit dem festen Schlummer verbunden haben muß, denn ich erwachte erst spät, nach Sonnenaufgang, durch das überlaute Gebell meines treuen Hundes.

„Indem ich die Augen öffnete, sah ich zwei Kerls zwischen den Ruinen. Sie rannten im Sprung gegen mich. Sie waren in kurze Mäntel gewickelt; einer von ihnen mit einem Stilet, der andere mit einem kurzen Degen bewaffnet. Mylon wehrte ihnen das Andringen. Erbittert über den Hund fielen beide zugleich mörderisch über ihn her; ich hatte Zeit gewonnen, mich aufzuraffen, eine meiner Pistolen zu ziehen und abzubrennen. Fast zur selben Zeit fiel ein anderer Schuß gegen die Glenden von der entgegengesetzten Seite.

„Matthias war's, der mir zu Hilfe kam. Er, wie er mir nachher erzählte, hatte beim nächtlichen Einsturz der Mauer die Flucht gegen den Wald genommen; endlich beim vollen Tagesanbruch den Ausgang des Waldes gegen die Abtei wieder entdeckt, und nun sich hieher begeben, um zu erfahren, was aus mir geworden sei.

„Die Räuber entflohen. Wir verfolgten sie nicht. Mylon, welcher mir das Leben gerettet hatte, der treue, freundliche Mylon, wimmerte schmerzlich, und schleppte seinen blutenden Leib zu mir. Er war von den Mördern zweifach durchbohrt. Weinend hob ich ihn auf, trug ihn auf weiches Gras, und verhielt seine Wunden, inzwischen [Matthias aus einem nahen Bache Wasser herbeiholte, die Wunden zu waschen.

„Sein Wimmern ward leiser. Er leckte meine Hand und sah

mich unverwandt an, als kenne er den langen Abschied von mir. In diesen herben Augenblicken erneuerte sich die ganze Vergangenheit; die Todesstunde meines Vogels; Mylons erstes Schmeicheln auf dem Spaziergange im Domselde meiner Vaterstadt; die Flucht von seinem Herrn zu mir; sein und des Vogels Lieblingswinkel in meiner Kammer. — Hier lag er nun, um für mich zu sterben, seine treue Liebe mit dem Leben aushauchend.

„Mein Schmerz wurde heftiger. Weinend rief ich wiederholt den Namen; Mylon hörte meine Stimme; er öffnete noch einmal seine Augen, machte noch einmal die Bewegung, meine Hand zu lecken. Er verschied.

„Ich grub ihm unter Thränen ein Grab.

„„Ruh' sanft, du theurer Staub!“ rief ich: „ruh' sanft! — O Mylon, wir finden uns wieder; du hattest eine schöne Seele; sie kann nicht vernichtet sein.“

7.

„Hier habt ihr nun einen neuen Beitrag von dem, was mich zuerst hinleitete, zu lieben, und an eine Wanderung der Seelen zu glauben. Als Anhang dazu liefere ich euch noch die Geschichte von der Bekanntschaft, welche ich manches Jahr später mit meiner Gemahlin machte.

„Ich sehe es ein, wie befremdend euch mein Gedankengang sein muß. — Ihr, unvertraut mit tausend Nebenideen, welche aus dem Grunde der Seele mit jedem Gedanken zugleich in mir aufsprossen, unvertraut mit der ganzen Verkettung meiner Vorstellungen, werdet vielleicht diesen Glauben phantastisch nennen.

„Nein, Harmonius,“ rief mein Nachbar: „dein Glaube ist auch der meine. Längst lagen in meinem Gemüthe seine Keime; sie erschließen sich unter der Wärme deines Vortrags. — Ich begreife dich ganz. Die Geister gehen in ihrer Welt ihren eigenen

Gang. Sie gesellen sich den Körpern nach unbekannten Gesetzen und lösen sich wieder von ihnen ab. Geschaffen von Ewigkeit her, reifen Sie für die Ewigkeit. Hier ist unendliches Fortstreben, jeder Tod nur Verwandlung des Schauplatzes. Unverwandt mit dem Irdischen, sollen sie nicht an diesem kleben, sondern nach dem Göttlichen trachten. Ich bin unsterblich; das Universum hat keine irdischen Grenzen für mich; früher oder später darf ich hoffen, Zeuge erhabenerer Szenen zu sein.

„O Harmonius, ich fühl' es, es gibt keinen Katechismus = Himmel, keine Katechismus = Hölle! — ein unendliches Geistergetümmel, emporsteigend zum Urquell des Guten und Seligen! — Harmonius, einst zweifelte auch ich mit kindlichem Kleinmuth. Seitdem ich aber aufgehört habe den Schulweisen zu horchen, seitdem ich die Natur frage, ist mir das Weltall göttlicher geworden.“

„Ja, ihr ewigen Flammenblumen im unermesslichen Himmelsgrund droben, ihr seid vergebens nicht dahin gepflanzt! Euch sehen Hund und Affe, Adler, Wurm und Fisch, doch keiner kennt euch, keiner weiß, daß ihr Erden und Sonnen seid, im Unendlichen schimmernd. Der Mensch weiß es. Im Hause des Vaters droben sind viele Wohnungen! Ach, vielleicht, früher oder später, ist einer von euch mein Wohnplatz; und inzwischen noch auf Erden treue Freunde am Grabe des Entschlummerten weinen, fühl' ich dort schon die unbekannten Reize eines andern Lebens!“

„Dort sammel' ich neue Brüder, neue Schwestern! — Der Tod entführt sie mir, der Tod entführt mich ihnen; ein ewiger und ewigschöner Wechsel! — Und unter allen Geistern auch vielleicht für mich ein theurer Geist, ein Zwilling, Brudergeist!“

Er schwieg. Wir waren gerührt. In einem Strome von Empfindungen versanken die Seelen. Der Mond floß durch ein Goldmeer von Gewölken hin; sein Schimmer sank über die blü-

henden Gebüſche, bald ſtrahlender, bald matter. Zwischen den Zweigen der Platanen und Pappeln bligten hin und her die Sterne, vom Laube ſpielend bald bedeckt und bald enthüllt. Die ganze Landſchaft ſchien ätheriſcher, in feinen Dunſtgebilden aufgelöst, um uns zu ſchweben. So ſahen der Vorwelt Dichter ihr Elyſium.

8.

„Lieben Freunde,“ ſagte Harmonius endlich, „ich liebe zwar Aufſchwünge der Einbildungskraft unter den Begleitungen heiliger Gefühle. Indeffen iſt hier etwas mehr vorhanden, als Gewebe der Phantaſie aus Regenbogen-Schimmern. Es iſt hier ein tiefer Ernſt der Natur und Vernunft. Ich möchte euch zurückrufen zu dieſem.

„Mein begeiſterter Nachbar hatte allerdings wohl Recht, da er uns ſagte: Wenn man die Natur ſelbſt fragt, lernen wir einen ſchönern, als den dürſtigen Katechiſmus-Himmel kennen. Ich habe die Natur, das Wort Gottes geſehen; ſie iſt das Buch der unendlichen Weiſheit und unendlichen Liebe.

„Das Leben des Univerſums iſt die Regſamkeit der ewigthätigen Kräfte und Weſen derſelben, ihr ewiges Zuſammen- und Auseinanderſtreben. Alle Naturkräfte wirken neben und durch und in einander. Es kann deren keine vergehen; nur ihre Verbindungen und Wirkungen wechſeln, wie die Vorſtellungen im menſchlichen Geiſt. Ewig war die elektriſche Kraft, welche im Krampfſtiſch, wie in der Donnerwolke, wohnt, und alle irdiſchen Stoffe erfüllt; aber nicht immer erſcheint ſie uns empfindbar, ſondern erſt, wenn ſie ſich mit denjenigen Urkräften vermählt, welche durch ihr Einwirken auf unſere Sinne, oder vielmehr auf die Seele, Gefühle und Vorſtellungen erweckt. In demſelben Verhältniß iſt die bildende Kraft vorhanden und wirksam, welche in

Felshöhlen den wunderbaren Kristall, in den Pflanzen aber Fasern und Saftgefäße und Zellen schafft. Eben so die Lebenskraft, welche in Moosen, Algen, Eichen und Palmen, im Kerbthier wie im Adler, im Wurm wie im Löwen das Geheimniß des Keimens, Wachsens und gesellschaftweisen Fortpflanzens darstellt.

„Wenn die Pflanze welkt und stirbt und in Staub zergeht, meint ihr, die aus ihr gewichene Lebenskraft sei eben so vergangen, wie die Form der Stoffe, aus denen sie einst ihre Hülle, ihren Leib, nämlich die Welt der Pflanze, zusammengebildet hatte? Meint ihr, für jede neue aus dem Boden sprießende Blume müsse eine neue, nie vorher gewesene Lebenskraft aus dem, was Nichts ist, entstehen und werden? Nein, was ist, das war und wird immerdar sein. Die Lebenskraft der verdorrten Pflanze ist nur in die allgemein verbreitete Masse des Alllebens zurückgetreten; gleichwie die elektrische, die euch den zuckenden Blitz zeigte, in die allgemeine Masse der Elektrizität; oder wie die irdischen Pflanzentheile in die allgemeine Masse des auf der Oberfläche des Erdballs verbreiteten organischen Stoffes.

Es bleiben die organischen Stoffe, oder vielmehr, die sie wirkenden Kräfte immerdar; und immerdar auch jene Kräfte, die sich, um den Sinnen zu erscheinen, mit dem organischen Stoff verbinden. Die Lebenskraft wechselt nur ihr Gewand, in welchem sie uns erscheint.

„Höher, unendlich höher, als jene niedern Kräfte, stehen im Heiligthum Gottes, im Innern des grenzenlosen Alls, die Seelen und die sich bewußten Geister. Auch sie gewiß verschwinden nicht in das undenkbare Nichts mit der Form ihrer irdischen Einhüllung. Sie vermählen sich nur andern Kräften und treten in andern Hüllen neu erscheinend hervor. Was gelebt hat auf Erden, lebt noch; und der Stoff, in welchem die ersten Pflanzen, Thiere und Menschen des Erdballs bestanden, ist noch der-

selbe, aus welchem die Körper der Pflanzen, Thiere und Menschen bestehen, die heut' sind. Warum soll ich am Wandeln und Sichverwandeln der Geister, Seelen und Kräfte zweifeln, da die Natur schon in ihrem Gebiet dasselbe zeigt?

„Es ist darum keineswegs behauptet, daß die Geister in ihren Verwandlungen allein an den kleinen Weltkörper gebunden sind, welchen wir unsern Erdball nennen. Warum sollten die erhabenern Wesen nicht Bewanderer anderer Welten sein können, da wir andere viel niedrigere Kräfte mit unbegreiflicher Schnelligkeit von einem Stern zum andern versetzt und wirksam wahrnehmen? Es ist eine innige, wundervolle Gemeinschaft zwischen den im Universum verbreiteten Myriaden der Welten. Die Schwerkraft kettet sie zu glänzenden Kränzen zusammen und der Lichtstrahl bildet goldene Brücken von Weltkörper zu Weltkörper in den unermesslichen Räumen.

„Der Seelenwanderungsglaube des hohen Alterthums, welcher der Unwissenheit späterer Zeiten Thorheit schien, wird sich wieder den alten Aeltern aus der Naturkunde zurücknehmen. Und wär' es in euern Gedanken ein Wahn, daß ich auf Erden schon in verschiedenen Hüllen einer und derselben geliebten Seele begegnet bin: so nennt es immerhin Wahn, was ein unerklärliches Gefühl in mir, was eine innere Stimme mir Gewißheit nennt. Ich kenne drei Wesen, mit welchen ich während meines siebenzigjährigen Lebens auf eine wundersame, unwillkürliche Weise zusammengezogen ward, wie mit keinem andern Wesen. In allen dreien war dieselbe Zärtlichkeit, dieselbe Treue. Das dritte dieser Wesen war meine Gattin.

„Unweit einem Dorfe erblickte ich eines Tages, da ich von Geschäftsreisen heimkehrte, an der Landstraße eine Bettlerin, die von einem der Vorübergehenden mit den Worten zurückgewiesen ward: „Geh' arbeiten, du bist jung und solltest dich des Bettelns schämen!“

„Als ich näher trat, mein Reisewagen blieb lange hinter mir zurück, setzte der Mann unbefangen seinen Weg fort.

„Unwillkürlich blieb ich stehen. Ich bemitleidete sie. Ich betrachtete die zarte Gestalt der jungen Bettlerin, mit dem kindlichen Antlitz voll Kummers vor mir im Stande der größten Niedrigkeit.

„Eine glühende Röthe überslog, wie Widerschein brennenden Morgengewölks, ihr Angesicht. Dann ward sie blaß, wankte seitwärts, und hielt sich beugend an einem nahestehenden Baum. — Ich ging ihr nach.

„„Dir ist nicht wohl, mein Kind!“ sprach ich. Und mich dünkte, sie längst gekannt zu haben.

„Sie antwortete nicht, wiewohl ihre Lippen sich öffneten, Antwort zu geben. Sie sah mich mit ihrem Unschuldsblick lange und unverwandt an, als wolle sie in meiner Seele lesen. Dann drehte sie sich plötzlich ab und ging davon.

„Unbeweglich blieb ich auf meiner Stätte. Zehn Schritte von mir lehnte sie sich wieder an eine hohe Eiche, und sah zurück nach mir. Sie weinte, und schien mit Gewalt ihre Thränen unterdrücken zu wollen.

„Ich näherte mich ihr. „Was fehlt dir, mein Kind?“ fragte ich: „Bist du unglücklich?“

„Sie antwortete nicht. Der Schmerz überwältigte sie. Sie schluchzte laut, starrte mich mit thränenvollen Augen an, wollte fliehen, wankte wie erschöpft, und sank gegen mich hin. Ich fing sie mit meinen Armen auf. Ihr Auge war geschlossen, ihr Gesicht mit schrecklicher Blässe überzogen. Ich zitterte, sie an meiner Brust sterben zu sehen.

„Bebend legt' ich sie nieder in die hohen Kräuter, lief zurück zu einem lebendigen Quell, der unter dem Felsen hervor über

den Weg floß: schöpfte in meinen Hut das kühle Wasser und kehrte zurück.

„Das Mädchen war erwacht. Sie hörte meinen Fußtritt, und richtete sich langsam auf, mit Anstrengung aller Kräfte.

„Eine blasser Röthe färbte ihre Wangen wieder. Sie lächelte mich dankbar an.

„„Du bist sehr krank!“ sprach ich.

„Sie lächelte und antwortete mit einer weichen zitternden Stimme: „Gewiß nicht!“

„Ich zog meine Geldbörse hervor, und statt ihr Münze zu suchen, gab ich ihr die ganze Summe. Ich glaubte noch wenig gegeben zu haben.

„Das Mädchen erröthete, gab das Geld zurück und sprach: „Ich verlange nicht so viel.“

„„So will ich dich wenigstens zu deiner Wohnung begleiten, denn du bist schwach!“

„Sie ist nicht weit von hier!“ sagte sie.

„„Hast du deine Aeltern dort?“ fragte ich.

„D nein. Meine Aeltern sind gestorben. Ich bin eine Waise. Es sind weitläufige Verwandte, arme, gute Leute, die sich meiner erbarmt haben. Außer dem Obdach der Hütte können sie mir aber nichts geben. Ich hute die Gänse, oder trage Milch, oder — — —“

„„Warum gehst du in keinen Dienst?“

„Ich kann nicht. Der alte Mann in unserer Hütte wäre ohne Pflege. Er ist krank.“

„„Und wie alt bist du?“ fragte ich.

„Vierzehn Jahre!“

„Unter solchen Gesprächen kamen wir zu des Mädchens Wohnung — eine baufällige Hütte, von Epheu gleichsam zusammengehalten, der sie umrankte und an eine röthliche schroffe Fels-

wand knüpfte. — Von innen überall Spuren der bittersten Armuth, und doch dabei sehr reinlich. Eine Frau wusch an einem lebendigen Brunnen, von einem hochbuschigen Hollundergesträuch beschattet. Ein Greis lag stöhnend an der Thür im Innern auf Laubsäcken.

„Wir setzten uns auf ein hölzernes Bänkchen unweit der Hütte; vor uns öffnete sich hier durch Weiden und Erlen eine lächelnde Aussicht über den Fluß gegen das jenseitige Ufer.

„„Darf ich euch frische Milch anbieten und schwarzes Brod zum Frühstück?“ fragte das Mädchen.

Ich nickte gefällig. Die Freude strahlte von ihren Wangen; sie lief, sie flog davon.

„Während ihrer Abwesenheit hielt ich mit der Frau ein Gespräch über ihre Pflgetochter. Das Weib sprach mit Rührung von derselben, sagte, das Kind arbeite oft bis zur gänzlichen Erschöpfung; sei lieb und fromm. Cecilia hieß das arme Kind.

„Nach einer Weile erschien Cecilia. In sauberem hölzernem Geschirr setzte sie Milch und Brod vor.

„„Cecilia,“ sagte ich, „du jammerst mich. Du bist unglücklich.“

„Sie ward roth. Ihr seelenvolles Auge schimmerte wieder von einer Thräne.

„„Willst du immer Bettlerin bleiben?“ fuhr ich fort.

„Die Armuth hat mich nicht unglücklich gemacht!“ seufzte sie.

„Ich möchte Alles für dich thun!“ sagte ich wieder nach einer Pause: „Ich will dich neu kleiden; ich gebe dir Reisegeld, und du reisest voraus in meine Vaterstadt. — Deine Pflegeältern sollen von mir versorgt werden, daß sie nicht darben.“

„Die Pflegemutter hatte meine Rede gehört. Cecilia sah mit tiefer Unruhe vor sich nieder. Die Frau eilte herbei, und erschöpfte alle Beredsamkeit, Cecilien zu bewegen, solch ein Glück

nicht auszuschlagen. Cecilia, ihrer Pflegerin gehorsam, willigte ein. Ich gab dem Weibe Geld, und schickte ins Dorf, für Ceciliens bessere Kleider zusammenzukaufen.

„Ich blieb allein. Nach einiger Zeit hörte ich stilles Gewimmer. Ich erkannte die Stimme Cecilien's; sie sprach mit gedämpfter, halbleiser Stimme in der Hütte.

„Ich flog dahin. Eine halböffene Thür ließ mich das arme Mädchen in einer Kammer sehen. Es hatte mir den Rücken gewandt. Mit hoch gen Himmel gehobenen, zusammengefalteten Händen stand Cecilia da, und weinte, schluchzte und ließ zuweilen einzelne Worte hören:

„„Du hast meine Thränen gesehen!“ sprach sie, überwältigt von ihren Gefühlen: „Du hast meine Seufzer gezählt! — O mein Gott, o mein Gott, wie hab' ich's verdient, daß du mich so glücklich machst, und meinen armen Verpflegern deinen Engel zu Hilfe sendest?“

„Das Gebet, so es vom gepreßten Herzen aufsteigt, ist gleich der Thräne. Es nimmt den Leiden alle Dornen ab, und den Freuden ihren giftigen Rausch.

„Ich setzte mich nieder auf das hölzerne Bänkchen. Mit verweinten Augen trat nach einigen Augenblicken Cecilia heran. Unbeweglich sah sie mich an; unbeweglich ich sie.

„Warum weinst du, liebe Cecilia?“ fragte ich.

„Entfesselt stürzte nun ein Thränenstrom über ihre Wangen. Sie warf sich vor mir auf die Knie; sie ergriff meine Hand, drückte sie an ihren Mund und rief: „Ach, mein Glück ist allzugroß! Wie konnt' ich so viel hoffen! — Ich will Eure treueste Magd sein; ich will Euch nie verlassen; ich will gern für Euch sterben!“

„Damit ich euch nicht länger aufhalte mit meinem Fest in der Bettlerhütte: ich brachte Cecilien in eine benachbarte Stadt zu

einer meiner Bekannten, welche Vorsteherin einer weiblichen Erziehungsanstalt war. Sie blieb ein paar Jahre in dieser Anstalt. Dann ward die demuthreiche Heilige meine Gemahlin.

„Wichtiger in dieser Geschichte sind einige andere Umstände, sowohl in Betreff meiner, als Cecilien. Es steht bei euch, diese Umstände Träumereien oder Spiele des sogenannten Zufalls zu heißen. Mir trugen sie etwas Bedeutsameres in sich.

„Dahin gehört das sonderbare Gefühl, von dem ich bei dem ersten Anblick der kleinen Bettlerin ergriffen war. Dies Hingerissenwerden meines ganzen Lebens zu der Unglücklichen mag vielleicht nichts Auffallendes haben. Denn der Beispiele sind viel, daß Personen, die sich nie gesehen hatten, beim ersten Anblick von einer plötzlichen, gegenseitigen Neigung entzündet worden sind. Indessen gehören dergleichen Erscheinungen immer noch zu den Räthseln unsers Innern, die nicht gelöst worden sind. Woher dies unwillkürliche Entflammwerden des Menschen für eine Person, bei deren Anblick tausend Andere gleichgültig bleiben.

„Es ist nicht sowohl die Zaubermacht der Schönheit überhaupt, welche das Wunder hervorbringt; denn wir wissen, daß man häufig im Leben das als Schönheit erkennt, wovon man sich nie leidenschaftlich angezogen fühlt; und daß zuweilen Herzen für eine Gestalt entbrennen, die sich durch die Unregelmäßigkeit ihrer Formen dem nähert, was nach dem allgemeinen Urtheil häßlich ist. — In aller Zuneigung oder Liebe herrscht, wie in der Ueberzeugung von der Wahrheit, keine Willkür, sondern Naturzwang, Nothwendigkeit. Daß die ersten angenehmen Eindrücke irgend einer Menschengestalt auf das zarte Gemüth der frühesten Kindheit unauslöschlich bleiben, und noch im spätern Alter das Urtheil über Schönheit und die Empfindung des Wohlgefallens an dieser oder jener Gestalt leiten, ist eben so unerwiesen durch Erfahrung, als lächerlich für den gefunden Verstand.

„Jene in unserer Zuneigung oder Abneigung herrschende Nothwendigkeit scheint mir in Eigenthümlichkeit der Seelen-Natur zu liegen, wie, an sich selbst ohne Willkür, dem Naturgesetz unterworfen ist, wie Alles. Nur der Geist des Menschen hat freien Willen, nicht die Seele, die seine nächste Hülle, sein empfindliches Organ ist. Nur jener hat Bewußtsein! die Seele kennt nur Empfindungen und Instinkte. Im Geiste wohnt Sehnsucht nach Vollkommenheit, in der Seele wohnt die Liebe.

„Ich war beim ersten Zusammentreffen mit Cecilien meiner Neigungen nicht mehr mächtig, sondern unwillkürlich zu ihr hingezogen. Weder ihre Armuth, noch ihre Schönheit hatten mich gerührt, sondern ihr und mein Sinn waren eins, als wären wir einerlei Wesen von jeher gewesen, wie das Leben eines Säuglings und der Mutter lange nur eins sind, bis sie durch Naturzwang auseinander treten müssen. Freunde, auf dem vielbeschifften Ozean der Wissenschaft ist schon mehr als eine neue Welt entdeckt; aber vom Gebiet der Seelenkunde kennen wir kaum die Küsten und einen tauglichen Landungsplatz, von welchem aus wir in das Innere zur Ansicht der Wunder und Geheimnisse alles Lebens dringen könnten.

„Weit überraschender war mir, was ich nachmals aus Ceciliens Erzählungen vernahm. Sie behauptete, ehe sie mich gekannt, eine Gestalt, wie die meinige, zuweilen schon im Traum, und schon in den ersten Träumen ihrer Kindheit gesehen zu haben. Sie habe sich an das Erscheinen dieser Gestalt unter allerlei Umgebungen, wie der Traumgott sie uns vorzaubert, so sehr gewöhnt, daß ihr Gedächtniß dieselbe auch beim Wachen festhielt. Nur selten, nicht einmal alle Jahre, wäre ihr mein Bild im Schlafe vorgekommen, dann aber von ihr mit der gleichen Sehnsucht und Liebe begegnet worden. Sie nannte die Empfindung, welche sie dabei hatte, auf mir unverständliche Weise, eine un-

beschreibliche Beklemmung, ein sonderbares schmerzlich-angenehmes Zusammengezogenwerden der Brust, und zwar der höhern Gegend derselben. Sie behauptete, nach einem der Träume, dies Gefühl einige Tage lang, doch immer schwächer werdend, behalten zu haben.

„Als sie eines Tages im Walde Erdbeeren sammelte, ward sie, ohne vorhergegangenen Traum, von der nämlichen Beklemmung befallen, und diese brachte ihr eben so schnell das Traumbild in Erinnerung. Bald hörte sie Hufschlag eines Rosses auf der durch den Wald führenden Landstraße. Sie richtete ihren Blick auf den Reiter. Ich selbst war es, der auf einer Geschäftsreise durch diese Gegend kam. Doch erinnere ich mich nicht, die Erdbeersucherin damals gesehen zu haben. Cecilia hingegen, wie ich aus ihrer Erzählung weiß, war bei meinem Anblick wie gelähmt. Sie umklammerte einen Baumstamm, um nicht zur Erde zu sinken. Sie zweifelte, ob sie im Träumen oder Wachen sei. Und als ich längst vorüber sein mochte, rannte sie auf der Landstraße den Spuren meines Pferdes nach, um mich nur noch einmal, nur aus der Ferne zu erblicken. Ihre Anstrengung war fruchtlos geblieben.

„Erklärt euch daraus den seltsamen Zustand, in welchen sie gerieth, als ich sie, wie ich schon erzählt habe, unweit ihrem Dorfe Almosen heischend, fand. Sie zweifelte damals nicht am wirklichen Leben der Gestalt aus ihren Träumen; aber hatte die Hoffnung verloren, ihr wieder in der Wirklichkeit zu begegnen.

„Genug davon, lieben Freunde. Ich habe euch die Erklärung gegeben, welche ihr über meine Worte: „Unvergänglichkeit der Liebe in allen Hüllen“ verlangt habet.

„Möget ihr immerhin in dem Geschichtlichen, welches ich euch mittheilte, Spiele des Ungefährs oder Mitwirkungen einer täuschenden Einbildungskraft vermuthen; möget ihr immerhin zu dem, was mir darin wunderbarst schien, einen andern Schlüssel finden.

Ich geb' euch das Alles preis. Aber das Höhere meiner Glaubensüberzeugungen läßt sich nicht erschüttern, geschweige entwurzeln. Ihr könnet den Einklang der Erfahrung und Vernunft, der Vergangenheit und Zukunft, der Zeit und Ewigkeit nicht vor mir zerstören.

„Der Mensch, hingestellt zwischen dem allewigen Nichts und der allewigen Wirklichkeit, kann weder die Möglichkeit des einen, noch des andern begreifen. Oder wer ergründet, warum nicht eben so gut ein All-Nichts, als ein All-Sein ist? Aber ich bin mich meiner und des wirklichen Alls bewußt. Es ist. Und weil es ist, darum ist Nichtsein oder Verschwinden dessen unmöglich, was ist; darum ist ewig, was ist, die Kraft im Staub-Atom, wie die Kraft, welche im Plato dachte. Alles ist Kraft, alles Geist, alles ist wirkend. Das ist das unendliche Reich der Natur; die Welt aber ist nur Wirkung derselben auf den Geist und die Seele. Das Spiel der Wirkungen ist wandelhaft; das Ewigthätige unwandelbar. Die Welt wechselt, die Natur nicht.

„Nicht die Wesen an sich, nur ihre Verhältnisse unter sich ändern. Geist und Seele treten nach göttlichen Ordnungen in andere Verbindungen. Die Stärke oder Schwäche des heiligen Willens, welchen der sich bewußte Geist hat, entscheidet naturnothwendig über das Steigen und Sinken seines Selbsts. Das ist sein Himmel, das seine Hölle. Es ist ein unendliches Fortschreiten der Geister zur Vollenbung ins Unendliche, wie sich die Sonnensysteme mit ihren Welten durch das Reich des nirgends umuferten Alls treiben. Ewige Thätigkeit! Neue Verbindung, eingegangen von den Geistern und Seelen mit neuen Kräften, die ihnen dienstbare Werkzeuge zur Berührung mit dem All der Dinge werden, das ist Seelenwanderung. Eine andere Art des Fortdauerns und Fortwirkens ist uns nicht gedenkbar. Ob auf

dem Erdenstern, ob auf einem andern, wird gleichgültig; doch heller steht sie unter uns ein Geist, als der andere.

„Das, was wir in tief unter uns Liegenden, sich ihrer unbewußt scheinenden Kräften Anziehung und Wahlverwandtschaft nennen, und die Liebe höherer Wesen unter sich, ist gleich ewig, ist aus Gott. Denn Gott ist die Liebe. Und diese Liebe tragen verwandte Seelen unvergänglich durch alle Hüllen.“

9.

So sprach Harmonius. Aber es sind nicht seine Worte, die ich gebe, sondern nur Andeutungen seiner Gedankenkette. Wir Alle fanden uns wunderbar in derselben verstrickt, daß wir uns weder durch Widerspruch von ihr lösen, noch, wegen ihrer Fremdartigkeit, ganz mit ihr befreunden konnten.

Was Harmonius von seinen Lieblingen auf Erden gesprochen, schien uns nicht seltsamer, als was vom Pythagoras erzählt worden ist. Ueber das Wesentliche dieser eigenthümlichen Naturansicht wag' ich kein Urtheil. Merkwürdig bleibt mir aber, daß ein Geist, wie der des Harmonius, endlich zu derselben zurückkehrte, welche schon in den Geheimlehren der Urvölker, der Indier und Aegypter, in den pythagorischen und platonischen Ideen und in den pythagorischen Gesängen waltete.

Für den Denker ist die Darstellung der eigenthümlichen Art eines denkenden Geistes nicht minder anziehend, als die Schilderung irgend eines auffallenden menschlichen Charakters im äußern Leben. Darum habe ich geglaubt, etwas nicht ganz Unverdienstliches zu thun, wenn ich von den Gesprächen des lebenswürdigen Greises Harmonius das Bedeutendere anhebe.